

## Über die Langeweile



### **Einleitung**

Sören Kierkegaard schreibt in "Entweder - Oder":

*„Im Anfang war die Langeweile. Die Götter langweilten sich, darum schufen sie den Menschen. Adam langweilte sich, weil er allein war, darum wurde Eva erschaffen. Und von diesem Augenblick an war die Langeweile in der Welt und nahm zu im geraden Verhältnis zur Zahl der Menschen. Adam langweilte sich allein, dann langweilten sich Adam und Eva zu zweien, dann langweilten sich Adam und Eva und Kain und Abel en famille, dann wuchs die Menge der Menschen auf Erden, und sie langweilten sich en masse. Um sich zu unterhalten, kamen sie auf den Gedanken, einen Turm zu bauen, so hoch, dass er bis in den Himmel rage. Dieser Gedanke war ebenso langweilig wie der Turm hoch und beweist mit erschreckender Deutlichkeit, dass die Langeweile schon gesiegt hatte.“*

Im Wintersemester 1929/30 liest Martin Heidegger in keineswegs langweiliger Weise stundenlang über die Langeweile. Gedruckt sind das ungefähr 170 Seiten (siehe Martin Heidegger, Gesamtausgabe, Vorlesungen 1923 – 1944, Band 29/30 der Gesamtausgabe, Vittorio Klostermann, Frankfurt/Main, §§ 19 – 38).

Ich verzichte darauf, gleich zu Beginn dieses Vortrags auf dem großen Kriegselefanten der phänomenologischen Philosophie in die Arena der Langeweile einzureiten, Ich werde untersuchen, wie sich die Langeweile in der Literatur zeigt. Vielleicht lässt sich dann auch einiges zu den Folgerungen, die Heidegger aus der Untersuchung der Langeweile zieht, sagen.

Ich will versuchen, einer Stimmung nachzufragen, die Heidegger die „tiefe Langeweile“ nennt. Das ist nicht das kurzfristige Gelangweiltsein von etwas, sei es von einem Buch, einem Vortrag. Hier scheint die Langeweile gleichsam im Objekt, nicht im Subjekt zu liegen: Das Buch soll daran schuld sein, dass wir uns langweilen. Mir geht es vielmehr um eine Langeweile, wie sie sich beispielsweise in der Romantik (aber nicht nur in ihr) ausspricht, um ein Leergelassenwerden von der Welt, von den Menschen, von den Dingen. Es geht um die Unmöglichkeit der Anteilnahme, das Schweigen der Welt, den inneren Stillstand inmitten der Betriebsamkeit.

Nun, Langeweile ist eine Stimmung, die wir alle kennen, mehr oder weniger. Respektabel ist die Stimmung heutzutage nicht. Schon Nabokovs Tante sagte zu dem jungen Vladimir:

*„Hör auf Dich zu mopsen, erfinde die Welt!“*

Wenn das nur so leicht wäre, die Welt zu erfinden!

Nabokov ist es dann doch gelungen, eine Welt, die Welt seiner Bücher zu erfinden. Aber nicht jede, nicht jeder schreibt Romane.

Die Heilung der Langeweile scheint im Tun zu liegen. Aber nicht jedes Tun genießt den Respekt der philosophischen Mandarine. Seneca tadelt die rastlose Betriebsamkeit, nennt sie gar „rastlose Untätigkeit“. Er empfiehlt uns Zurückhaltung, wo keine ernste Pflicht ruft.

Nur: Was ist das denn, eine ernste Pflicht? Wie kann ich eine ernste Pflicht von einer unernsten unterscheiden? Ist das gleich für alle Menschen? Genügt es, Senecas Epistel „Über die Gemütsruhe“ zu lesen, um endlich zu wissen, wie wir respektabel vielgeschäftig sein dürfen? Ist die Lektüre Senecas eine ernste Pflicht? Ist Fernsehen unernst? Kino? Oder Comics?

Wie so vieles andere hat die Langeweile auch ihre Geschichte. Ich will sie nicht ausführlich nachvollziehen. Ein paar Hinweise sollen genügen:

Verschwistert mit der tiefen Langeweile wie Heidegger sie definiert ist die Schwermut. Bei Dante erscheinen die Schwermütigen als 4. Sünderkreis im 5. Höllenkreis. Kein gemüthlicher Aufenthalt. Thomas von Aquin zählt die Schwermut, die „acedia“, unter die Todsünden. Die Schwermut ist der Widerpart der „caritas“, der Liebe. Sie ist die Trägheit der Seele, die sich nicht mehr aufmachen kann zum Glauben, zur Liebe, zur Hoffnung. „Der Teufel ist der Vater der Traurigkeit“. Das Dämonische, das Nichtige, zehrt die Seele auf. Wer nach Gott, dem höchsten Gut, zu wenig vertrauend strebt, bringt sich, so Thomas, um das Seelenheil.

Zu Beginn der Renaissance wandert die Schwermut hinüber ins Diesseitige. Bei Petrarca ist die Mönchskrankheit des Mittelalters keine Sünde oder gar Todsünde, sondern Verstimmung und Krankheit des Gemüts, die insbesondere schöpferische Menschen befällt. An Cicero und Aristoteles anschließend wird die Melancholie geadelt. Sie ist der Zoll, die der schöpferische,

aus dem eigenen Selbst schöpfende Mensch für sein Eindringen in die göttliche Sphäre des Erschaffens bezahlt.

Die der einstigen Schwermut verwandte (tiefe) Langeweile thematisiert im 17. Jahrhundert Pascal in seinen „Pensées“:

*„Nichts ist dem Menschen unerträglicher als die Anwesenheit einer vollkommenen Ruhe, die Abwesenheit von Leidenschaft, Beschäftigungen, Zerstreungen. Der Mensch fühlt dann seine Nichtigkeit, seine Verlassenheit, sein Ungenügen, seine Abhängigkeit, seine Machtlosigkeit, seine Leere. Aus dem Grunde seiner Seele steigen dann die Langeweile, die Schwärze, die Traurigkeit, der Kummer, die Verachtung, die Hoffnungslosigkeit auf.“*

Die Leere und Tiefe der Langeweile gähnt dort, wo ein Platz im Menschen frei geblieben ist: der Platz Gottes. Der gotterfüllte Mensch langweilt sich nicht.

Im 18. Jahrhundert macht die Langeweile der religiös skeptischen Weltleute Karriere. Nur die Dummen, sagt Casanova, hätten das Privileg, sich nicht zu langweilen. Die „Gefährlichen Liebschaften“ schildern die methodisch überlegte Zerstörung zuerst des fremden und dann des eigenen Lebens aus purer Langeweile, die Lust am Bösen, den Genuss am Untergang, am Nichts.

In der Romantik verbreitet sich die vergiftende Seelenkrankheit der Langeweile bei all jenen, die nicht die Sklaven der schieren Not sind (sie scheinen vor Langeweile gefeit zu sein ...). „Wo keine Götter sind, walten Gespenster“, sagt Novalis.

Mitte des 19. Jahrhunderts erinnert Kierkegaard in „Entweder - Oder“ und dem „Begriff der Angst“ noch einmal daran, dass das, was er „prinzipielle“ (= „tiefe“/Heidegger) Langeweile nennt, von der Gottesferne des Menschen herrührt. Die prinzipielle/existentielle Langeweile schließt uns von den „holden Anerbietungen der Natur“ (Goethe) aus, trennt uns vom Guten, liefert uns einer auszehrenden Innerlichkeit aus, hält uns ins Dämonische, ins Nichts hinein.

Die Tiefe der Unsterblichkeit wird dämonisches Symbol der Langeweile. Die Langeweile nistet sich im Bereich des Göttlichen ein. Bei Baudelaire verschluckt die Ewigkeit in einem gewaltigen Gähnen die ganze Welt.

Stendahl bekennt, dass das große Übel seines Lebens die Langeweile ist. Cézanne malt, um sich zu ent-langweilen. Flaubert schreibt aus dem gleichen Antrieb.

Im 19. Jahrhundert wird die nihilistische europäische Langeweile nach Rußland exportiert und macht in der sogenannten Gutsbesitzersliteratur (Lermontow, Turgenjew) Karriere. Aber ein Russe, Gontscharow, wird der Langeweile ihren Stachel nehmen, indem er sie darstellt und damit bannt. Cechov gelingt das auch.

Aber zuerst wollen wir sehen, was Thomas Mann zu dem Thema zu sagen hat.

### **Thomas Mann „Die Buddenrooks“**

Der Untertitel lautet „Der Verfall einer Familie“.

Was ist das, der Verfall einer Familie? Wie geschieht dieses Verfallen?

Thomas Manns Geschichte beginnt im Jahre 1835:

Konsul Buddenbrook hat vier Kinder: Tony, Thomas, Christian und Clara.

Die Geschäfte gehen gut, die Nachfolge ist gesichert. Aber schon Konsul Buddenbrook ist, wo es ums Eingemachte geht, geschäftlich und privat, weniger trocken, weniger gewitzt als sein Vater. Heidegger würde sagen: „Weniger augenblicklich“. Das heißt, weniger fähig, sich umsichtig in seiner Situation zu bewegen, den Augenblick zu ergreifen.

Er vertut sich bei der Wahl des richtigen Ehepartners für die Tochter **Tony**. Grünlich, der Kandidat, ist ein Schwätzer, Schönredner. Dem Vater des Konsuls hätte wahrscheinlich ein Blick, ein Gespräch von fünf Minuten gereicht, um den faulen Kern hinter der geschneiegelten Erscheinung und der ebenso geschneiegelten Eloquenz des Bewerbers zu wittern. Diese Witterung geht dem Konsul ab. Er ist feiner, sentimentaler. Immerhin ist er noch genügend Buddenbrook, um die Bücher des Bewerbers zu prüfen. Schließlich ist eine Mitgift von 120 000 Mark ausgesetzt, und für diese Investition kann man etwas erwarten. Tony heiratet ohne Neigung, aber in töchterlicher Pflichterfüllung Herrn Grünlich.

Später, zu spät, stellt sich heraus, dass die Bücher gefälscht waren. Der Kaufmann Buddenbrook hat seine Investition von 120 000 Mark für das standesgemäße Glück seiner Tochter in den Sand gesetzt. Er fühlt sich der Tochter gegenüber schuldig, zeigt sich bereit, Grünlich finanziell zu retten, wenn sie denn darauf bestehe, aber Tony verlangt von ihrem Vater keine weiteren Hilfsaktionen für den ungeliebten Gatten, kehrt ins Vaterhaus zurück, wird geschieden. Im sozialen Umfeld der Buddenbrooks ist das ein erheblicher Prestigeverlust für die gesamte Familie. Aber noch steht die Firma Buddenbrook gut genug da, um mit ihrer geschäftlichen Potenz das moralisch-soziale Problem abzulösen. Im Umfeld der Buddenbrooks gilt der, der etwas hat. Geschäftlicher Erfolg legitimiert.

Später, mit ungefähr 30 Jahren, heiratet Tony, um sich gesellschaftlich wieder respektabel zu machen, einen Herrn Permaneder aus München, der im Biergeschäft tätig ist. Wie könnte es bei einem Münchner anders sein. Seine äußere Erscheinung, seine berlockenbehängte, gamsbartbehütete Fettleibigkeit sowie sein für Lübecker Verhältnisse überaus exotischer Dialekt wird von Thomas Mann witzig geschildert. Tony zieht nach München, gewöhnt sich mühselig an die „Fremdsprache“, die lässigen Umgangsformen, die bizarren Ernährungsgewohnheiten der südlichen Eingeborenen. Was ihr wider die protestantische Natur geht ist Permaneders bald nach der Verehelichung gefaßter Entschluß, sein geschäftliches Wirken und Streben zugunsten eines bequemen Lebens als Privatier aufzugeben:

Thomas Mann schildert das so:

*„Tonerl“ - er nannte sie Tonerl - „Tonerl, mir war's gnuu. Mehr brauchen mehr nimmer. I hab' mi allweil g'schunden, und jetzt will i mei Ruh, Himmi Sakrament. Mer vermieten's Parterre und die zwoate Etasch, und dahier hamer a guate Wohnung und können a Schweinshaxen essen und brauchen uns net allweil gar so nobi z'sammrichten und aufdrahn ... und am Abend hab' i's Hofbräuhaus. I bin koa Prozen net und mag net allweil a Göld z'ammscharren; i mag mei G'mütlichkeit! Von morgen ab mach i Schluß und werd' Privatier!“*

*„Permaneder!“ hatte sie ausgerufen, und zwar zum ersten Male mit dem ganz besonderen Kehllaut, mit dem sie Herrn Grünlichs Namen zu nennen pflegte. Er aber hatte nur geantwortet: „A geh, sei stad!“ und dann hatte ein Streit sich entsponnen ... Er war Sieger*

*geblieben. Ihr leidenschaftlicher Widerstand war an seinem Drang nach „G'mütlichkeit“ gescheitert ....*

Aber Tony stört nicht nur Permaneders schlafe Arbeitsethik. Bald wird sie Anlass haben, sich von seinem Hang zum Küchenpersonal gestört zu fühlen. Das setzt der Enttäuschung die Krone auf, und Tony flüchtet wiederum zu ihrer Familie.

Anders als Grünlich erweist sich der Bayer Permaneder in finanziellen Dingen als Gentleman. Er ist so erleichtert, seine anstrengende Tony losgeworden zu sein, dass er die Mitgift anstandslos zurückbezahlt. In Bayern bezahlt man notfalls sogar für das, was wir unter Gemütlichkeit (Hochdeutsch: „Gemütsruhe“) verstehen.

Diese zweite Scheidung stellt Tony endgültig ins gesellschaftliche Abseits, sehr zum Unwillen ihres geliebten Bruders Thomas, der inzwischen, nach dem Tod des alten Buddenbrook, die Geschäfte der Firma übernommen hat.

**Christian** Buddenbrook ist mehr noch als die kämpferische, gefühlvolle Tony das Schwarze Schaf unter den vier Buddenbrook-Geschwistern. Er unternimmt geschäftlich vielerlei, gewiss ist immer nur der Mißerfolg. Er kann sich nicht auf eine Sache konzentrieren, beobachtet mit akribischer Sorge seinen Körper, seine großen und kleinen Unpäßlichkeiten. Seine Schwärmerei für die Damen des Theaters, sein Umgang mit den zwielichtigen Existenzen Lübecks stellen ihn in das gesellschaftliche Abseits. Die Halbweltdame, die er heiratet, schiebt den hypochondrischen Exzentriker schließlich ins Irrenhaus ab.

**Clara**, die Jüngste der Buddenbrook-Geschwister, ist eine ernste, von Migräneanfällen geplagte Frömmlerin. Sie heiratet einen Pastor, stirbt jung. Der Pastor versteht es trotz seiner jenseitsgewandten Vergeistigung finanziell saniert aus der kurzen Ehe hervorzugehen. Hier ist es die Witwe Buddenbrook, die sich, mit zunehmendem Alter einer schwärmerisch-sentimentalen Frömmigkeit hingegen, in der Partnerwahl für ihr Kind Clara vertut.

**Thomas** Buddenbrook ist der Firmenerbe. Mit 16 Jahren hat er, wie in Kaufmannskreisen üblich, die Schule verlassen und ist ins väterliche Geschäft eingetreten. Eine andere Option gab es unter dem Druck der elterlichen Erwartungen für ihn nie. Er ist intelligent, sensibel, liest gerne, interessiert sich für Geschichte. Als junger Mann hat er ein Liebesverhältnis mit einem Mädchen aus dem Volk. Beide wissen, dass ihre Beziehung nur eine verborgene Beziehung auf Zeit sein kann. Das Mädchen ist „vernünftig“ und Thomas ist es auch.

1856, als Dreißigjähriger heiratet Thomas Gerda. Sie ist drei Jahre jünger als er. Für damalige Verhältnisse also ein „spätes Mädchen“, eigenwillig, sensibel, intelligent. Bis sie Thomas begegnete, hat sie jeden Bewerber abgewiesen. Gerda spielt Geige, auf einem Niveau, das die Höhere-Tochter-Musikausbildung bei weitem überschreitet. Gerda ist die einzige Tochter eines sehr wohlhabenden Witwers, sie bekommt 300 000 Mark Mitgift. In dem Schreiben an die Mutter, mit dem Thomas seine Verlobung bekanntmacht, vergißt er nicht, diese Tatsache zu erwähnen, neben seiner aufrichtig empfundenen Zuneigung für die schöne rothaarige Melusine.

Thomas gibt sich in einem Brief an die Mutter als realistischer Sentimentaler:

*„Und was die Partie betrifft? ...Ach, ich ängstige mich beinahe davor, daß Kistenmaker und Hagenström und Döhlmann ... und die ganze Stadt mich pfiffig anblinzeln wird, wenn man von der Partie erfährt; denn mein zukünftiger Schwiegervater ist Millionär ... Mein Gott, was*

*läßt sich darüber sagen? Es gibt so viel Halbes in uns, das so oder so gedeutet werden kann. Ich verehere Gerda Arnoldsen mit Enthusiasmus, aber ich bin durchaus nicht gesonnen, tief genug in mich selbst hinabzusteigen, um zu ergründen, ob und inwiefern die hohe Mitgift, die man mir gleich bei der ersten Vorstellung in ziemlich zynischer Weise ins Ohr flüsterte, zu diesem Enthusiasmus beigetragen hat. Ich liebe sie, aber es macht mein Glück und meinen Stolz desto größer, dass ich, indem sie mein eigen wird, gleichzeitig unserer Firma einen bedeutenden Kapitalzufluß erobere....“*

Wenn der Bruder Christian auf seinen Körper lauscht, dann lauscht Thomas auf die Tiefe des eigenen Selbst und scheut gleichzeitig vor den Botschaften der Tiefe zurück. Sein Dasein als Kaufmann, als Liebender ist ihm fragwürdig, kann so oder so ausgelegt, gedeutet werden.

Wie wir sehen, hat bei den Buddenbrooks der Verfall damit etwas zu tun, dass die Menschen sensibler, reflektierter, psychologischer, in gewisser Weise intelligenter, „philosophischer“ werden.

Das Streben nach Gewinn, die Art wie Gewinn gemacht wird, ist nicht mehr selbstverständliches, zupackendes Tun wie dereinst beim Großvater. Thomas versucht, sich in der Spur der Väter zu halten, aber er beobachtet mit skeptischem Interesse die Fußabdrücke, die er auf dem Weg der Geschäfte hinterläßt. Mit den Skrupeln kommen die Unsicherheiten, wenn es gilt, schnell entschlossen eine Chance zu ergreifen.

Er absolviert seine gesellschaftlichen Verpflichtungen, die Reden, die Gratulationen, die Beileidsbekundungen, die großen Dinners mit peinlicher Sorgfalt, aber mit zunehmend angestrengter Lustlosigkeit.

Er geht nicht mehr in der Arbeit auf, er beobachtet sich beim Arbeiten. Er geht nicht mehr im Vergnügen auf, er beobachtet sich bei der Ausübung des Vergnügens. Er verliert sich zunehmend in Kleinigkeiten, die Arbeit, das Leben wird zu ritualisierter Mühsal. Er braucht stundenlang für seine Toilette, bis er fähig ist, hinauszugehen in die Welt, um seine Rolle zu spielen.

Es kostet ihn immer mehr Kraft, die Maske zurechtzuschminken. Er betreibt viele Sachen, ohne bei der Sache zu sein. Es gibt so viele Möglichkeiten, so viele Wege, so viele Stimmen, die ihn dahin und dorthin zerren. Sein Tun und Trachten verzweigt sich wie ein vielarmiges Delta. Er verläuft sich in einem Irrgarten von Möglichkeiten, die ihn leer und ratlos, von sich und der Welt gelangweilt zurücklassen.

Er betäubt sich, er simuliert Fülle. Und er weiß, dass er sich betäubt, dass er simuliert. Die Simulation wird immer mühseliger, nimmt ihm die Kraft zu leben:

*Thomas Mann: „Oftmals, wenn die trüben Stunden kamen, fragte sich Thomas Buddenbrook was er eigentlich noch sei, was ihn eigentlich noch berechtigte, sich auch nur ein wenig höher einzuschätzen als irgendeinen seiner einfach veranlagten, biederben und kleinbürgerlich beschränkten Mitbürger. Die phantasievolle Schwungkraft, der muntere Idealismus seiner Jugend war dahin. Im Spiele zu arbeiten und mit der Arbeit zu spielen, mit einem halb ernst, halb spaßhaft gemeinten Ehrgeiz nach Zielen zu streben, denen man nur einen Gleichniswert zuerkennt – zu solchen heiter-skeptischen Kompromissen und geistreichen Halbheiten gehört viel Frische, Humor und guter Mut; aber Thomas Buddenbrook fühlte sich unaussprechlich müde und verdrossen ...*

*Ihn ihm war es leer, und er sah keinen anregenden Plan und keine fesselnde Arbeit, der er sich mit Freude und Befriedigung hätte hingeben können. Sein Tätigkeitstrieb aber, die Unfähigkeit seines Kopfes, zu ruhen, seine Aktivität, die stets etwas gründlich anderes gewesen war als die natürliche und durable Arbeitslust seiner Väter: etwas Künstliches nämlich, ein Drang seiner Nerven, ein Betäubungsmittel im Grunde, so gut wie die kleinen, scharfen russischen Zigaretten, die er beständig dazu rauchte ...*

*Er war gehetzt von fünfhundert nichtswürdigen Bagatellen, die zum großen Teil nur die Instandhaltung seines Hauses und seiner Toilette betrafen, die er aus Überdruß vorschob, die sein Kopf nicht beeinanderzuhalten vermochte und mit denen er nicht in Ordnung kam, weil er unverhältnismäßig viel Nachdenken und Zeit daran verschwendete ...*

*Der gänzliche Mangel eines aufrichtig feurigen Interesses, das ihn in Anspruch genommen hätte, die Verarmung und Verödung seines Inneren – eine Verödung, so stark, dass sie sich fast unablässig als ein unbestimmt lastender Gram fühlbar machte -, verbunden mit einer unerbittlichen inneren Verpflichtung und zähen Entschlossenheit, um jeden Preis würdig zu repräsentieren, seine Hinfälligkeit mit allen Mitteln zu verstecken und die „Dehors“ zu wahren, hatte dies aus seinem Dasein gemacht, hatte es künstlich, bewusst, gezwungen gemacht und bewirkt, dass jedes Wort, jede Bewegung, jede geringste Aktion unter Menschen zu einer anstrengenden und aufreibenden Schauspielerei geworden war....“*

Thomas Buddenbrook ist 48 Jahre alt und rechnet mit seinem baldigen Tod. Er macht sich Gedanken um das Fortleben nach dem Tode:

*„Obgleich Thomas Buddenbrook in seinem Leben hie und da mit einer kleinen Neigung zum Katholizismus gespielt hatte, war er doch ganz erfüllt von dem ernstesten, tiefen, bis zur Selbstpeinigung strengen und unerbittlichen Verantwortlichkeitsgefühl des echten und leidenschaftlichen Protestanten. Nein, dem Höchsten und Letzten gegenüber gab es keinen Beistand von außen, keine Vermittlung, Absolution, Betäubung und Tröstung! Ganz einsam, selbständig und aus eigener Kraft mußte man in heißer und emsiger Arbeit, ehe es zu spät war, das Rätsel entwirren und sich klare Bereitschaft erringen oder in Verzweiflung dahinfahren...“*

In dieser Not begegnet Thomas Buddenbrook der Philosophie von Arthur Schopenhauer – „Die Welt als Wille und Vorstellung“. Ich vermute, dass Thomas Kapitel 41, 4. Buch, besonders fasziniert: „Über den Tod und sein Verhältnis zur Unzerstörbarkeit unseres Wesens“. Ein kurzes Zitat möge genügen:

*„Wenn wir nun ... den Blick vorwärts, weit hinaus in die Zukunft werfen, die künftigen Generationen, mit den Millionen ihrer Individuen ... uns zu vergegenwärtigen suchen, dann aber mit der Frage dazwischenfahren: Woher werden diese Alle kommen? – Wo sind sie jetzt? - Wo ist der reiche Schooß des weltenschwangeren Nichts, der sie noch birgt, die kommenden Geschlechter? – Wäre darauf nicht die lächelnde und wahre Antwort: Wo anders sollen sie seyn, als dort, wo allein das Reale stets war und seyn wird, in der Gegenwart und ihrem Inhalt, also bei Dir, dem betörten Frager, der, in diesem Verkennen seines eigenen Wesens, dem Blatte am Baume gleicht, welches im Herbste welkend und im Begriff abzufallen, jammert über seinen Untergang und sich nicht trösten lassen will durch den Hinblick auf das frische Grün, welches im Frühling den Baum bekleiden wird, sondern klagend spricht: ‚Das bin ja Ich nicht! Das sind ganz andere Blätter!‘ – O thörichtes Blatt! Wohin willst du? Und woher sollen andere kommen? Wo ist das Nichts, dessen Schlund du fürchtest? – Erkenne doch dein eigenes Wesen, gerade Du, was von Durst nach Daseyn so erfüllt ist, erkenne es wieder in der innern, geheimen, treibenden Kraft des Baumes, Welche,*

*stets e i n e und die selbe in allen Generationen von Blättern, unberührt bleibt vom Entstehn und Vergehn... “*

Thomas Buddenbrook hat sein Satori:

*„Ich werde leben! Sagte Thomas Buddenbrook beinahe laut und fühlte, wie seine Brust dabei vor innerlichem Schluchzen erzitterte. Dies ist es, dass ich leben werde! Es wird leben ... und dass dieses Es nicht ich bin, das ist nur eine Täuschung, das war nur ein Irrtum, den der Tod berichtigen wird.“*

Am nächsten Tag, als der Bürger Buddenbrook wieder im Geschirr seines Tagewerks steht, verfliegt die Euphorie. Der Glanz der Philosophie verlischt:

*„Standen ihm diese Dinge zu Gesicht: Ziemten sie ihm, ihm, Senator Thomas Buddenbrook, Chef der Firma Johann Buddenbrook.“*

Nein, sagt der Kaufmann.

Wenige Monate später stirbt Thomas Buddenbrook an einem kranken Zahn.

*„Alle Blumenhandlungen machten Geschäfte großen Stils.“*

Der Stammhalter, der Sohn ist 13 Jahre alt, zart, kränklich, musikalisch hochbegabt. Die Firma Buddenbrook wird ungünstig liquidiert.

-0-0-0-0-0-

### **Anton Tschechow: „Eine langweilige Geschichte“**

Tschechow läßt diese „langweilige Geschichte“ seine Hauptperson selbst - Stepanovic - aufzeichnen. Sie beginnt im Winter.

Stepanovic ist 62 Jahre alt. Sein Äußeres beschreibt er schonungslos: kahler Kopf, falsche Zähne, unheilbares Gesichtszucken, greisenhafte Runzeln, eingefallene Brust, krummer Rücken.

Er ist Professor der Medizin, weiß sich seit einigen Monaten krank, dem Tode nahe.

Stepanovic ist Wissenschaftler aus Berufung und Leidenschaft. Er formuliert das so:

*„Das Schicksal des Knochenmarks interessierte mich immer mehr als das Ziel des Weltalls“.*

Die Wissenschaft sieht er als Idealist: sie ist ihm die höchste Offenbarung der Liebe unter den Menschen.

Er ist Humanist, achtet die Menschen, hofft auf ihr Fortschreiten in eine bessere Zukunft. Seine Vorlesungen waren von Leidenschaft und Elan getragen. Er liebte es, sein Wissen an die Jugend weiterzugeben. Er hat erfolgreich gelehrt, verstand es, die Zuhörer zu fesseln, in seinen Bann zu schlagen.



Er ist beliebt bei den Studenten, angesehen in der Fachwelt, hochdekoriert. Ironisch bezeichnet er sich selbst als „Ikonenwand“.

Auch sein Privatleben ist ihm nichts schuldig geblieben. Er hat jung und aus Liebe geheiratet. Ist Vater zweier erwachsener Kinder: Der Sohn ist Offizier in Warschau, die Tochter studiert am Musikkonservatorium.

Besonders zugetan, mehr als den eigenen Kindern, ist er Katja, seinem Mündel. Ein verstorbener Freund, Augenarzt, hatte sie ihm als Siebenjährige mit einem Vermögen von 60 000 Rubeln anvertraut. Katja war ein sanftes, neugieriges, phantasiebegabtes Kind. In sehr jungen Jahren entdeckt sie ihre Liebe zum Theater, schließt sich, kaum Zwanzigjährig, einer Schauspielergruppe an. Das Schauspiel versteht sie als Einrichtung zur Besserung des Menschengeschlechts. Sie geht auf Tournee, verliebt sich in einen Taugenichts, wird schwanger, begräbt bald nach der Entbindung ihr Kind. Kehrt zurück.

Sie ist jetzt 26 Jahre alt und hat nicht nur den Glauben an ihr Talent, sondern auch den Glauben an die Menschheit verloren. Tagelang liegt sie lethargisch auf der Couch und liest Romane.

Stepanovic leidet seit Monaten unter quälender Schlaflosigkeit.

Das Heranschleichen des Todes erfüllt ihn zunächst mit Panik:

*„Infolge der Schlaflosigkeit und des angestrengten Kampfes mit der sich steigenden Schwäche geht etwas Seltsames in mir vor. Zwischen den Vorlesungen wollen mir plötzlich Tränen die Kehle abschnüren, die Augen fangen an zu brennen, und ich habe den leidenschaftlichen, hysterischen Wunsch, die Arme auszustrecken und laut zu lamentieren. Ich möchte lauthals hinausschreien, dass mich, den berühmten Mann, das Schicksal zum Tode verurteilt hat, dass schon in einem halben Jahr hier im Auditorium ein anderer regieren wird. Ich möchte hinausschreien, dass ich vergiftet bin; neue Gedanken, wie ich sie vorher nicht kannte, haben die letzten Tage meines Lebens vergiftet und bohren sich in mein Hirn wie Moskitos. Dann erscheint mir meine Lage so furchtbar, dass ich wünsche, all meine Hörer möchten entsetzt von ihren Plätzen aufspringen und in panischer Angst, unter verzweifelterm Geschrei, zum Ausgang stürzen. Es ist nicht leicht, solche Augenblicke zu durchleben.“*

Aber die Panik klingt ab, er beobachtet seine Gefühle, steigt in die eigene Tiefe hinab, um Halt zu finden, - und er findet ... nichts.

Wenn er an der Universität vorliest, ist er nicht mehr bei der Sache. Er steht gleichsam neben sich und beobachtet den Stepanovic, der da am Katheder steht. Er ist von seinen eigenen Vorlesungen, der einst geliebten Wissenschaft gelangweilt.

Aber auch emotional gelingt es ihm nicht mehr, Anteil am Nächsten zu nehmen. Er beobachtet seine gealterte, von Geldsorgen und Sorgen um die Kinder zermürbte Frau mit sanfter, resignierter Ironie. Bei aller äußeren Fürsorge für Frau und Kinder wächst die innere Distanz und Gleichgültigkeit.

Nur mit Katja verbindet ihn noch eine melancholische Neigung. Aber Katja ist kalt und bitter geworden. Aus alter Gewohnheit besucht sie in häufig nachmittags, wenn er zuhause arbeitet. Aber die Zutraulichkeit von ehemals ist geschwunden. Sie bleiben getrennt, auch wenn sie das gleiche Zimmer teilen:

*„Ich arbeite, und Katja sitzt unweit von mir auf dem Sofa, schweigt und hüllt sich in einen Schal, als friere sie. Sei es, dass sie mir sympathisch ist, sei es, dass ich mich an ihre häufigen Besuche gewöhnt habe, als sie noch ein kleines Mädchen war, ihre Anwesenheit hindert mich nicht, mich zu konzentrieren. Zuweilen stelle ich ihr mechanisch eine Frage, und sie gibt eine sehr kurze Antwort; oder aber ich drehe mich, um ein paar Augenblicke auszuruhen, zu ihr um und sehe zu, wie sie nachdenklich ein medizinisches Journal oder eine Zeitung betrachtet. Dabei bemerke ich, dass ihr Gesicht nicht mehr den früheren Ausdruck der Zutraulichkeit hat. Der Ausdruck ist jetzt kalt, unpersönlich, zerstreut wie bei Passagieren, die lange auf den Zug warten müssen. Gekleidet ist sie nach wie vor schön und schlicht, aber nachlässig ... Und sie ist auch nicht mehr so neugierig wie früher. Fragen stellt sie nicht mehr, als habe sie im Leben schon alles durchgemacht und erwarte nichts Neues.“*

Eines Abends besucht Stepanovic Katja. Sie hat Besuch von Michail Fedorovic, Philologe, 50 Jahre alt, gut aussehend, klug, gebildet, Ironiker, auch in Bezug auf sich selbst. Aus der Art, wie Fedorovic Katja manchmal anblickt, erkennt Stepanovic, dass Fedorovic Katja in durchaus unironischer Weise zugetan ist. Das Gespräch kreist um die Schlechtigkeit der Welt; es wird gespottet, gekrittelt. Stepanovic, todmüde wie er ist, versucht die Menschen und die Welt zu verteidigen. An der Jugend „von heute“ stört ihn nur, dass sie zuviel trinkt, zu spät heiratet, keine neuen Sprachen lernt, zu wenig praktische Nächstenliebe zeigt und die Klassiker (Marc Aurel, Shakespeare, Pascal) nicht mehr studiert. Aber sein Zutrauen, in der besten aller Welten zu leben, ist geschwunden.

Dann fährt Stepanovic in die Sommerfrische auf das Land. Dabei führt er einen inneren Monolog über die eigene Befindlichkeit:

*„Man bringt meine Exzellenz auf die Straße, setzt sie in eine Droschke und fährt los. Aus Langeweile lese ich die Firmenschilder von rechts nach links. Aus dem Wort ‘Drogerie’ ergibt sich ‘Eiregord’ - das klingt wie ein irischer Name. Weiter fahre ich über ein Feld, vorbei an einem Friedhof, der auf mich nicht den geringsten Eindruck macht, obwohl ich schon bald dort liegen werde, dann fahre ich durch einen Wald und wieder über ein Feld. Nirgends etwas Interessantes. Nach zweistündiger Fahrt führt man meine Exzellenz in das untere Stockwerk eines Landhauses und bringt sie dort in einem kleinen, sehr lustigen Stübchen mit hellblauen Tapeten unter. In der Nacht quält mich nach wie vor die Schlaflosigkeit.“*

In der Sommerfrische besucht ihn Katja, bezeichnet sich als „negative Erscheinung“ und stellt die Frage:

*„Was soll ich tun?“*

Stepanovic hat keine Kraft mehr:

*„Was soll ich ihr antworten? Es sagt sich leicht: arbeite! Oder: gib dein Hab und Gut den Armen! Oder: erkenne dich selbst! - und gerade weil sich das so leicht sagt, weiß ich nicht, was ich antworten soll.“*

...

*Aber irgend etwas muss ich erwidern, und so sage ich: Du hast zuviel freie Zeit, mein Liebes. Du musst dich unbedingt mit etwas beschäftigen ...“*

Dann kommt eine Vollmondnacht, in der sich das Leben wieder in Stepanovics Erstarrung drängen will:

Zuerst hört er die Tochter verzweifelt weinen. Die Mutter holt ihn ans Bett der Tochter. Die Frage nach dem Grund der Verzweiflung will er nicht mehr stellen. Stepanovic stellt ein Rezept aus und sagt „*Schlaf jetzt*“.

Dann klopft Katja an sein Schlafzimmerfenster, blickt ihn wie früher mit aller Zärtlichkeit und Zutraulichkeit an, beschwört ihn zu verreisen, eine Kur zu machen, bietet ihm all ihr Geld an.

Aber er weist Katja ab: „*Geh schlafen*“.

Nach der Sommerfrische fährt er auf Wunsch seiner Frau nach Charkov in die Ukraine. Er soll die Lebensumstände von Gnekker, dem zwielichtigen Bewerber um die Hand der Tochter, erkunden. Das Ergebnis ist ernüchternd, der junge Mann ist ein Hochstapler. Stepanovic trifft das nicht mehr.

Auch nicht das Telegramm seiner Frau: „*Gnekker und Liza heimlich geheiratet*“.

Stepanovic erschrickt vor der eigenen Gleichgültigkeit:

„*Mich erschreckt die Gleichgültigkeit, mit der ich die Nachricht (von der Heirat der Tochter mit Gnekker, HG) aufnehme. Es heißt, Philosophen und wahrhaft Weise seien gleichgültig. Das stimmt nicht - Gleichgültigkeit ist eine Lähmung der Seele, vorzeitiger Tod.*“

Als es hell wird, sitzt Stepanovic im Bett und bemüht sich aus Langeweile, sich selbst zu erkennen. Aber das ist keine leichte Aufgabe:

„*'Erkenne dich selbst' ist ein wunderbarer, ein nützlicher Rat, nur schade, dass die Alten nicht darauf gekommen sind, auch zu zeigen, wie man diesen Ratschlag befolgen soll.*“

Er stellt sich selbst die philosophische Diagnose: Seine Gefühle, seine Gedanken stehen unverbunden nebeneinander. Es fehlt ihm, so grübelt Stepanovic, die allgemeine Idee oder „der Gott des lebendigen Menschen“.

Stepanovic gibt sich besiegt. Es gibt nichts weiter zu überlegen und nichts zu sagen:

„*Ich werde dasitzen und schweigend abwarten was wird.*“

In dieses Schweigen bricht ein letztes Mal Katja ein. Sie ist verzweifelt, weint, als sie ein Taschentuch aus der Tasche zieht, fallen einige Briefe heraus. Stepanovic hebt sie auf und erkennt auf einem die Handschrift Michail Fedorovics. Unabsichtlich liest er einen Teil des Wortes „leidensch..“

Katja beschwört ihn noch einmal:

„*Ich kann nicht länger so leben! Beim wahrhaften Gott, sagen Sie mir: was soll ich tun?*“

Dreimal, keuchend und am ganzen Leib zitternd, stellt Katja die Frage.

Dreimal weist Stepanovic sie ab:

*„Ich kann dir nichts sagen.“*

Schließlich sagt er:

*„Komm frühstücken, Katja“ ... „Laß das Weinen“*

Dann kommt das Schweigen. Katja ordnet ihre Frisur, setzt den Hut auf, zerknüllt die Briefe, steckt sie in die Tasche. Kalt lächelnd reicht sie ihm die Hand. Schweigend begleitet er sie zur Tür:

Und Stepanovic schließt seine Erzählung:

*„Da ist sie von mir gegangen, sie schreitet durch den langen Korridor und schaut sich nicht um. Sie weiß, dass ich ihr nachblicke, wahrscheinlich wird sie sich an der Ecke umdrehen. Nein, sie hat sich nicht umgedreht. Ihr schwarzes Kleid leuchtet zum letztenmal auf, ihre Schritte verhallen ... Leb wohl, mein Schatz!“*

**-0-0-0-0-**

### **Iwan Alexandrowitsch Gontscharow**

Durch die Begegnung mit europäischer Literatur und Philosophie entdeckt Rußland im 19. Jahrhundert die Langeweile.

Vorher gab es in Russland die milde, lang währende Weile, das gemächliche Dahinfließen der inneren Zeit, den ruhigen Genuß des Daseins (speziell bei den von materieller Not befreiten Schichten), das seine Zeit hatte. Gleichsam eingeschneit überwintern die Menschen, lassen den Frühling ohne Ungeduld herankommen, leben die Hitze des Sommers, tauchen in die Herbstnebel ein. Man lebt die lange Weile ohne Reue; unaufgestöbert von westlichem Aktionismus.

#### **Diese milde „lange Weile“ beschreibt Gontscharow in seinem Roman „Oblomow“ so:**

*„Und wie lebten die Erwachsenen (auf dem Gut, HG) Oblomowka? Stellten sie sich die Frage, wozu das Leben ihnen gegeben war? Gott weiß! Und wie beantworteten sie diese? Wahrscheinlich gar nicht. Das erschien ihnen sehr einfach und klar. Sie hatten nichts von einem sogenannten mühevollen Leben gehört, von Menschen, die quälende Sorgen in der Brust trugen, die aus irgendeinem Grunde von einem Ort zum andren über das Antlitz der Erde irrten oder ihr Leben der ewigen, endlosen Arbeit weihten. Die Einwohner von Oblomowka glaubten auch nicht recht an seelische Stürme; sie hielten den Kreislauf des ewigen Strebens irgendwohin und nach irgendwas nicht für das wahre Leben; sie fürchteten sich vor dem Drang der Leidenschaften wie vor dem Feuer, und während bei anderen Menschen der Körper durch die vulkanische Arbeit der inneren, seelischen Flamme schnell aufgebraucht wurde, ruhte die Seele der Oblomower friedlich, ohne Störungen im weichen Körper ... Sie brachten sich niemals durch irgendwelche nebelhaften geistigen oder moralischen Fragen in Verwirrung; darum erfreuten sie sich auch immer des Frohsinns und einer blühenden Gesundheit, darum lebten sie dort so lange, die Männer erinnerten mit vierzig Jahren an Jünglinge; die Greise kämpften nicht mit einem schweren, qualvollen Tod,*

*sondern starben gleichsam verstohlen, erstarrten still und hauchten unmerklich ihren letzten Seufzer aus, nachdem sie unerhört lange gelebt hatten. Darum heißt es auch, dass die Menschen früher kräftiger waren. Ja, sie waren in der Tat kräftiger. Früher beeilte man sich nicht, dem Kinde den Sinn des Lebens zu erklären und es dazu wie zu etwas sehr Kompliziertem und Ernstem vorzubereiten: man quälte sie nicht mit Büchern, welche im Kopfe eine Menge von Fragen erzeugten, die an Hirn und Herzen nagten .... Worüber hatten sie denn zu sinnieren und sich zu erregen, was zu ergründen und welche Ziele zu erreichen? Das war alles unnötig. Das Leben rann wie ein ruhiger Fluß an ihnen vorbei, sie brauchten nur am Ufer dieses Flusses zu bleiben und die unvermeidlichen Erscheinungen zu beobachten, welche ungerufen der Reihe nach vor einem jeden von ihnen entstanden.“*

Der Schriftsteller Gontscharow ist ein Mann des mittleren Maßes, bescheidener Epikureer, der „Meeresstille des Gemüts“. Wenn wir uns Schopenhauer als den Wanderer in Caspar David Friedrichs metaphysischen Gebirgslandschaften vorstellen, so sehen wir Gontscharow auf einer Seereise (1852/54; England/Afrika/Indien/Japan) als Sekretär eines russischen Vizeadmirals, auf dem Schiffsdeck liegend, den Wolken nachsinnend.

*„Die Ruhe von Himmel und Meer ist keine schläfrige, keine tote Ruhe; es ist gleichsam die Ruhe befriedigter Leidenschaft, worin Himmel und Meer, von ihren Wollustqualen ausruhend, sich in gegenseitiger Umarmung erfreuen.“*

Eines Tages holt ihn der Kapitän des Schiffs aus seiner Kabine auf Deck: es gelte das „Naturschauspiel“ zu bewundern, die schäumenden Wellen, den jagenden Sturm, die reißenden Wolken. Gontscharow wirft einen kurzen Blick auf die Szenerie, sagt „Abscheulich!“ und kehrt schleunigst unter Deck zurück.

In Marienbad fühlt er sich bei seiner Kur durch den ausbrechenden österreichisch-preußischen Krieg gestört. Er wünscht beiden Armeen von ganzem Herzen den Untergang.

Zu einer außermoralischen Weltsicht wie Flaubert konnte sich der Hagestolz Gontscharow nie entschließen. Er liebt, so sagt er, die Autoren nicht, die Menschen wie Anatomen sezieren. Er nennt solche Autoren – indem er die von Leibnitz postulierte Lehre von der prästabilierten Harmonie der Monaden vom Kopf auf die Füße stellt – „die Apostel der prästabilierten DISHARMONIE der Welt“: Und er rügt: „Es ist dort kein Licht und keine Wärme. Das ist die Leere.“

Als 37-jähriger veröffentlicht er die „Alltägliche Geschichte“. Ein junger Landedelmann geht nach Petersburg, voll hochfliegender Ideale und Pläne zur Menschheitsbeglückung, erlebt die Desillusionierung, die Liquidation seiner Ideale, flieht zurück in die langweilige Provinz, hofft dort Heilung zu finden, langweilt sich tödlich in der Stille, sehnt sich nach Petersburg zurück, kehrt schließlich dorthin zurück, wird Kollegienrat, heiratet ein Mädchen mit 300 000 Rubeln Mitgift, „verliert sein Haar, setzt Fett an und wird von aller Welt geachtet“.

Dann erscheint „Oblomow“. Oblomow erinnert das Märchen seiner Kindheit und Jugend, das unter dem Ideal der Ruhe stand, das friedliche, schläfrige Leben auf dem Lande, die gesunde lange Weile, die freundlich-stille Passivität. Doch in der süßen langen Weile scheint der Stachel der giftigen Langeweile auf. Oblomow peinigt sich mit der Suche nach dem eigenen Selbst. Die lange Weile hat ihre Unschuld verloren.

Aber er kann seine träumerische Natur nicht aufwecken, weist das Leben, das an seine Tür klopft, ängstlich ab. Oblomows Verlobung scheitert, Der Vorsatz, sein Gut endlich rationell

zu bewirtschaften, schwindet dahin. Er ist zu faul zum Leben. Der Reue über das Versäumte weicht das Sicheinrichten im gemütlich gepolsterten Schneewittchensarg der eigenen Existenz.

### **Gontscharows Roman „Die Schlucht“**

Als 58jähriger schreibt Gontscharow „Die Schlucht“. Das Werk räkelt sich auf 1 500 Seiten (!),

Turgenjew äußert sich darüber wenig liebenswürdig:

*„Beim Lesen fallen mir vor Langeweile die Haare aus; er ist der Poet der lieux communs, der gewöhnlichen Orte“*

Dieses ungerechte Urteil des Schriftstellerkollegen hat seine Vorgeschichte:

Gontscharow hatte sich zur „Schlucht“ über Jahrzehnte hinweg Notizen gemacht. Er liest Turgenjew Teile der noch unveröffentlichten Materialien vor. Turgenjew, Schnellschreiber, veröffentlicht bald darauf „Das Adelsnest“. Gontscharow liest es und glaubt darin einen literarischen Diebstahl zu erkennen. Das Verhältnis ist gestört.

Worum geht es in Gontscharows „Schlucht“?

Der Held Raiski ist ein Oblomow, der erwachen will, der weiß, was eigentlich zu tun wäre, aber nicht den Elan aufbringt, es wirklich zu tun. Er ist der „ästhetische Mensch“ Kierkegaards, dilettierender Künstler - Malerei, Bildhauerei, Schriftstellerei - ohne Ausdauer, ohne Ernst. Schnell gelangweilt erschöpft er sich in narzisstischer Selbstbeobachtung.

Die Heilung verspricht sich Raiski zunächst von der Leidenschaft. Dabei will er aber lieber Zuschauer einer Leidenschaft sein als sie selbst zu leben. Er bemüht sich, eine kühle Cousine für seine Person zu entflammen, aber er scheitert: Die Frau ist mit der Stille ihres Lebens zufrieden; anders als er langweilt sie sich nicht. Raiski sucht sich ein anderes Projekt, um sich zu ent-langweilen:

Er nimmt sich vor, einen Roman zu schreiben. Dieser Roman, den Raiski zu schreiben versucht, wird Gegenstand des Romans von Gontscharow. Bei den therapeutischen Schreibversuchen Raiskis schaut sich Gontscharow gleichsam selbst über die Schulter. Raiski wird scheitern. Gontscharow nicht.

Raiski begibt sich von Petersburg aufs Land. Beim Himbeerdorf, einem Steppennest, fließt die Wolga vorbei, eine jäh abstürzende Schlucht zieht sich unterhalb des Familienguts zur Wolga hin.

Er will seine Materialien zu einem Roman der Langeweile und ihrer auszehrenden Kraft verarbeiten, will den Teufel mit dem Beelzebub austreiben.

Wjera, eine weitere Cousine, taucht auf. Raiski will Wjera an sich fesseln, sie in seine innere Welt einführen, sie zu einem interessanten, leidenschaftlichen Leben erwecken.

Aber Wjera spürt die Doppelbödigkeit seiner Anteilnahme: Einsatz im Leben und gleichzeitig Einsatz in der Fiktion zu sein. Die Frau, im Einklang mit sich selbst, entzieht sich. Das stachelt Raiskis Leidenschaft an. Aber es ist eine Leidenschaft, die ihren Genuß in der Phantasie sucht, fiktive, simulierte Leidenschaft.

Dann muß Wjera die echte, lebendige Leidenschaft zu Wolochow leben. Wolochow vertritt die „neuen Ideen“, aus Europa importiert. Er ist Radikaler, Nihilist, zynischer Philosoph, Spötter.

Es kommt zu einer leidenschaftlichen (auch sexuellen) Begegnung Wjeras und Wolochows in der Schlucht. Wjera will ihr Leben mit Wolochow leben. Aber das ist Wolochow zu einfach, zu schlicht. Er setzt sich zum Militär in den Kaukasus ab.

Raiski steht Wjera in ihrem Unglück bei. Ist nicht mehr nur Zuschauer, sondern nimmt Anteil am „wirklichen Leben“. Aber das dauert nicht lange.

Er verläßt das Gut, um seine süchtige Suche nach dem „Interessanten“ fortzusetzen. Ein Leben, wie es ihm seine Großtante vorschlägt (heiraten, sein Gut in Ordnung bringen) kann er nicht leben. Nach seiner kurzen Karriere als Teilnehmer will er wieder Zuschauer sein. Die Ästhetik siegt über die Ethik, die Lebensphantasie über das Lebenswerk.

Ganz der Alte überlegt er schon wieder, wie sich die Geschichte Wjeras literarisch weiterspinnen läßt. Sein Roman soll „Wjera“ heißen. Aber über den Titel und das Motto, ein Gedicht Heinrich Heines, kommt Raiski nicht hinaus:

*„Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand  
Mich aller Torheit entled’ge;  
Ich habe so lang als ein Komödiant  
Mit dir gespielt die Komödie.*

*Die prächtigen Kulissen, sie waren bemalt  
Im hochchromatischen Stile,  
Mein Reitermantel hat goldig gestrahlt,  
Ich fühlte die feinsten Gefühle.*

*Und nun ich mich gar säuberlich  
Des tollen Tands entled’ge,  
Noch immer elend fühl’ ich mich,  
Als spielt’ ich noch immer Komödie.*

*Ach Gott! Im Scherz und unbewußt  
Sprach ich was ich gefühlet;  
Ich hab’ mit dem Tod in der eigenen Brust  
Den sterbenden Fechter gespielet.“*

Raiski, der Komödiant der Gefühle, des simulierten Lebens, geht nach Italien, um Bildhauerei zu lernen. Das, meint er, ist weniger mühsam als einen Roman zu schreiben.

Die kluge Großtante, seine Schreibversuche beobachtend, sagte einmal zu ihm an einem schönen Sommertag:

*„Wenn's Kindchen bloß sein Spielzeug hat - bloß weinen soll es nicht ...“*

Raiski wird seinen Roman nie schreiben.

Gontscharow schon.

Anders als sein Romanheld Raiski besiegt Gontscharow die Langeweile, indem er sie darstellt. Sein Roman ist zu Ende gekommen.

**-0-0-0-0-0-**

[www.eh-geisberger.de](http://www.eh-geisberger.de)  
[echo@eh-geisberger.de](mailto:echo@eh-geisberger.de)